

modernen Denker geben mögen. Ich möchte zusammenfassend sagen: beide betrachten es als Aufgabe der Philosophie, ein möglichst universales und möglichst fest begründetes Weltverständnis zu gewinnen. Den „absoluten“ Ausgangspunkt sucht Husserl in der Immanenz des Bewußtseins, für Thomas ist es der Glaube. Die Phänomenologie will sich als Wesenswissenschaft etablieren und zeigen, wie sich für ein Bewußtsein dank seinen geistigen Funktionen eine Welt und evtl. verschiedene mögliche Welten aufbauen können; „unsere“ Welt würde in diesem Zusammenhang als eine solche Möglichkeit verständlich; ihre faktische Beschaffenheit zu erforschen, das überläßt sie den positiven Wissenschaften, deren sachliche und methodische Voraussetzungen in jenen Möglichkeitsuntersuchungen der Philosophie erörtert werden. Für Thomas handelte es sich nicht um mögliche Welten, sondern um ein möglichst vollkommenes Bild dieser Welt; als Fundament des Verständnisses mußten jene Wesensuntersuchungen mit einbezogen werden, aber es mußten die Tatsachen hinzugenommen werden, die natürliche Erfahrung und Glaube uns erschließen. Der einheitgebende Ausgangspunkt, von dem aus sich die gesamte philosophische Problematik erschließt und auf den sie immer wieder zurückweist, ist für Husserl das transzendental gereinigte Bewußtsein, für Thomas Gott und sein Verhältnis zu den Geschöpfen.

## Farben.

Ein Kapitel aus der Realontologie<sup>1)</sup>.

Von

Hedwig Conrad-Martius (Bergzabern).

§ 251.

Wir hatten in den letzten Paragraphen von der Sphäre objektiver Selbsttranszendenz gesprochen, die mit der Setzung von Licht eo ipso mitgegeben ist. Das Leuchtende ist durch sich selbst Lichtquelle. Indem etwas in sich „licht“ wird, verbreitet es Licht. Wir sagten (§ 243) daß es sich dabei um die Aktualität des aus der normalen Selbstumgrenzung und Immanenz des leibumschlossenen Daseins hervorgebrochenen „Lebens“ handelt, das sich frei verströmen muß, soweit die „Kraft“ dieser inneren Selbsttranszendenz reicht. „Leben“ bedeutet hier die das leibumschlossene, mit sich selber beladene Dasein als solches „bewirkende“ und „erhaltende“ innere Potenz. Wir haben mit diesem Ausdruck eine allgemeine realontologische Kategorie vor uns, die in der äußeren Natur selbstverständlich nur die Erfüllung finden kann, die eben durch diese äußerlich Leib und Dasein setzende Sphäre bestimmt ist<sup>2)</sup>. In jedem

1) Der vorausgehende Teil der 'Realontologie' (§§ 1—250) erschien im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Bd. VI.

2) Soweit und sofern die „tote“ Natur durch „tote“ Kräfte regiert wird und in diesem Sinne nur noch als ein gewissermaßen äußerlich bewahrtes, provisorisches und Ersatzdasein des „wahren“ angesehen werden kann, nimmt auch das in ihr auftretende Licht an diesem provisorischen und Ersatzcharakter teil; es ist der ontologischen Stellung und kategorialen Art nach auch hier der Ausdruck des zur Selbsttranszendenz hervorbrechenden „Lebens“, der faktischen Konstitution nach aber evtl. durch äußere „tote“ Kräfte ebenso „nachgeahmt“ wie das ganze Dasein der betreffenden Entität. Hieran ist natürlich auch die organische Natur beteiligt, sofern sie mit einem äußerlich materiellen Leib in ihren Gestaltungen notwendig behaftet ist. Soweit dagegen in ihren vegetativen Gestaltungen das wahre Leben anhebt, ist dieses doch als vegetatives ein beschließendes, verborgenes und verbergendes katexochen und kann deshalb

Fall gilt es zu sehen, daß in und mit der „Entzündung“ jenes innere Konstituens aus seiner Leib- und Dasein-gebenden und sich darin selber beschließenden, bergenden und verbergenden Funktion herausbricht und in solcher Selbstoffenbarung nunmehr in umgekehrter Funktion eben den „Leib“ heraussetzt und damit mitoffenbart und schließlich verzehrt, den es zu setzen, zu bewahren und zu beschließen berufen schien. Wo es zu keinem Feuerausbruch, sondern nur zu einem Glühen kommt, da ist die Entzündung (die Verkehrung und Entsetzung der normalen Funktion) nur gerade groß genug, um zur Heraussetzung und dadurch Offenbarung (Lichtwerdung) des Leibes zu führen, nicht aber zum freien Herausschlagen des Selbst- oder Eigenlebens und damit auch nicht zur wirklichen Verzehrung des Leibes und Aufhebung des ganzen Daseins. Lichtquellen im Feuerstande müssen mit fortschreitender Selbstverzehrung schließlich aufhören, solche zu sein, weil „alles verbrannt“ ist<sup>1)</sup>; Lichtquellen dagegen im Stande des Glühens bleiben solange in dieser leuchtenden Verfassung, als eben der Erregungs- und Entzündungsstand dauert und kehren dann wieder in ihre normale Selbstbeschließung und Selbstbergung (innere Dunkelheit) zurück.

#### § 252.

Soweit also die „Kraft“ dieses entzündeten und damit zur heraussetzenden und offenbarenden (statt wie normal beschließenden und verbergenden) Funktion gelangenden „Lebens“ reicht, soweit reicht auch die Sphäre der Erleuchtung. Alles, was in den Umkreis dieser offenbarenden und heraussetzenden Sphäre gelangt und soweit es in sie gelangen kann, wird selbst herausgesetzt und offenbar, rückt in die Ebene der Phänomenalität. Da das heraussetzende

als solches zur Entzündung wesentlich nicht gelangen. Im animalischen Leben ist schon eine Art Entzündung möglich, die sich in den Fiebererscheinungen des Leibes und der Einbildungskraft kund tut; letztere aber impliziert doch nur eine Schein- (keine wirkliche) Sphäre der Erleuchtung, was wiederum mit der wesenhaften (als solcher noch subjektiv eingefangenen) Artung des animalischen Lebens zusammenhängt. Erst auf der Stufe des Geistes erhebt sich das Leben wiederum zu der, wenn man so sagen darf, „objektiven“ Gestaltung, in der die Kategorien der Aufschließung, Hingabe, Heraussetzung, Offenbarwerdung und Erleuchtung Anwendung finden können. Wenn auch hier wegen der wesenhaften Artung des Geistes als in sich selbst aufgeschlossenen und aufschließenden Daseins (Geist ist als solcher „Licht“) alles sozusagen auf eine Stufe höherer Ordnung gehoben ist. Alle diese Verhältnisse werden in einem zweiten Buch ihre explizite Klärung finden.

1) Daß dies allerdings nur für das eigentliche „Naturfeuer“ gilt, haben wir früher gesagt. Vgl. § 225 ff.

„Leben“ in sich selber nichts ist als eben heraussetzendes (offenbarendes, d. h. Licht!) — ebenso wie es in seiner normalen Stellung und Funktion nichts weiter ist als Leib- und Daseingebendes und sich hierin beschließendes und verbergendes —, so ist es klar, daß es an sich selbst nicht „leuchten“ kann: es ist ja an ihm nichts vorhanden als diese offenbarenden Funktion. Licht qua Licht ist „dunkel“ und unoffenbar; aber es erleuchtet (macht offenbar, setzt heraus) alles, was in sein Bereich fällt. Es gibt also eine zweifache „Dunkelheit“: die des in sich beschlossenen, nicht aufgeschlossenen, mit sich selbst behafteten und belasteten Daseins und die der hingegebenen und heraussetzenden Seinsfunktion als solcher; das erstere ist unoffenbar (finster), weil es mit und in sich beschlossen ist, die letztere, weil sie nichts weiter ist als Aufschließendes.

#### § 253.

Wo liegt die wesenhafte real-ontologische Konstitutionsstelle der Farben? Pures Licht ist farblos! Wir sagten eben, daß Licht qua Licht überhaupt nicht sichtbar ist; in seinem Ausgehen dagegen aus der primären Lichtquelle, resp. aus den sekundären (beleuchteten) Entitäten, auf die es gefallen ist, wird es sichtbar. Denn hier steht es noch nicht oder nicht mehr in seiner nackten Offenbarungsfunktion, sondern als — primär oder sekundär — ausgehendes. Jene paradoxe Sachlage, daß Licht qua Licht unsichtbar ist, daß es hier also gerade als das nicht erscheint, was es ist, kommt ja nur dadurch zustande, daß in seiner für sich gesetzten Offenbarungsfunktion nichts vorhanden ist, was sich darin offenbaren oder was darin offenbart werden könnte. Es ist die vollkommene Simplizität oder Unkompliziertheit der Sachlage, die ein Hervortreten in die Ebene der Phänomenalität — in dem für sich gesetzten Instrument aller Phänomenalität — unmöglich macht. Im Moment seines Heraus- oder Hervorgangs aber aus der primären Lichtquelle oder aus der sekundären Reflexionsstelle ist mit diesem Hervorgehen noch eine Komplizierung oder Dualität gegeben: das in purer Offenbarungsfunktion Stehende ist gerade noch eingebettet in den formalen Vorgang der Herauslösung oder des Heraustretens aus dem in sich selbst ekstatisch aufgebrochenen oder nur beleuchteten „Leib“ und kann in und mit dieser seiner formalen Stellung als solches manifest und sichtbar werden. Das Hervortretende ist ja nur es — das Offenbarende — selbst, nur eben noch in formaler Fassung und damit phänomenaler Faßbarkeit. Die das Licht ausmachende Offenbarungsfunktion tritt an ihm selbst, als dem Hervortretenden, „in Kraft“ und „beleuchtet“

darin gleichsam „sich selber“ oder „macht sich selber licht“. Das Licht hat noch ein formal gefaßtes Selbst, in dem es als solches zur Selbstoffenbarung gelangt. Das vollends herausgelöste dagegen tritt in eine „nackte Objektivität der Selbstdarbietung“ ein, der jeder selbstische und damit manifestationsfähige „Rückhalt“ fehlt.

## § 254.

Andererseits — das ist in dem Vorigen implizite enthalten, soll aber zu vollen Klarstellung noch besonders herausgehoben werden — kann Licht auch nicht „früher“ licht werden als an der Grenze seines Heraustritts! Denn diese Stelle seines „Heraustritts“ ist ja zugleich die Stelle seiner seinsmäßigen Konstitution! Erst hier verkehrt sich die Selbstbeschließung in Selbsthingabe, die Immanenz in Transzendenz, bricht das beschließende Leben zum aufschließenden und offenbarenden heraus. Lichtgegebenheit ist als solche „Oberflächengegebenheit“ oder Grenzgegebenheit. Wenn wir sagen, daß ein Körper „durch und durch“ glüht oder „durch und durch“ licht ist (z. B. verklärt), so ist doch dieses „durch und durch“ selbst wieder oberflächlich; es ist ein in sich oberflächhaftes Durch und Durch. Mit der Selbsttranszendenz und Lichtwerdung tritt die betreffende Entität in die phänomenale oder Oberflächendimension! Die hierin gegebene Wendung „heraus“ oder „nach außen“ schafft oder setzt diese phänomenale Dimension, und nur in und mit derselben ist Lichtwerdung überhaupt möglich. Wir können jetzt zusammenfassend sagen: nur in seiner „Geburtsstätte“ (wie selbstverständlich nicht früher, so auch nicht später) vermag das Licht zur Selbstmanifestation zu gelangen.

## § 255.

Wir kommen zurück zu unserer These, daß reines Licht oder Licht als solches farblos ist. Wir können auch sagen: Licht in seinem reinen oder absolut unvermischten und unbelasteten Hervorgang aus der primären oder sekundären Lichtquelle. Als solches enthält es nichts weiter, vermag also auch nichts weiter zu manifestieren und kundzutun als dieses sein hervorgehendes Selbst. Pures Licht steht in purer Selbstverherrlichung und als solches ist es farblos. Wir müssen hier zunächst auf nichts blicken als unbeirrt auf das Phänomen in seiner reinen Wesenhaftigkeit. Was soll auch das reine Licht mehr ausdrücken (phänomenal enthalten und offenbaren) als eben dies, daß es ein Offenbarendes ist? Und wie ist dies anders auszudrücken oder ins objektive Phänomen zu setzen als durch das Leuchten

an und für sich, das reine Leuchten, das Leuchten schlechthin? Im Leuchten als solchem liegt der Hervor- und Aufbruch, die Selbsttranszendenz, Hingabe und Offenbarung schlechthin. Hier ist gesetzt der reine Glanz, das reine Strahlen, die anbrechende Klarheit und der hervorgehende „Tag“ an sich selbst.

## § 256.

Ebenso läßt sich der Sachverhalt umgekehrt sehen. Farbigkeit enthält ein Mehr über bloße Lichthaftigkeit. Es liegt hier etwas im Phänomen, was in der bloßen Offenbarungsfunktion als solcher nicht liegen kann, was komplizierterer Seinswurzeln im Licht selber bedarf. Denn das ist ja klar, daß die Farbigkeit ein Lichtphänomen ist und vom Licht unabtrennbar. Sie ist ein Charakter der Lichthaftigkeit selber, in ihr kommt eine ganz bestimmte Eigenart des Lichtes so oder so zum Ausdruck. Von hier aus können wir die Sachlage auch anders fassen, ohne uns doch zu widersprechen. Man spricht statt von farblosem Licht gewöhnlich von weißem Licht! Licht von nicht ausgesprochener Farbigkeit ist eben „weiß“. Weiß bezeichnet hier die Abwesenheit jeden positiven Farbcharakters — und nur dies sollte in unserer Aufstellung, daß Licht als solches farblos sei, bedeutet werden. In der jetzigen Formulierung liegt aber zugleich, daß man in einem allgemeinsten Sinne doch wieder von dem Farbcharakter jeden Lichtes sprechen kann: in der Farbigkeit bestimmter positiver Art oder auch Farblosigkeit („Weißheit“) findet ein spezifisches, dem Licht qua Licht wesenhaftes Moment seine nähere Erfüllung. Dieses Moment hat sogar eine so eigentlichste Beziehung zu dem, was Licht an sich selbst ist, daß an dem einen „Ende“ der hier möglichen Reihe näherer Bestimmungen — an dem der Farblosigkeit — der Charakter des Lichtes qua Lichtes in vollkommener Reinheit und Selbstverherrlichung hervortritt, eine Erfüllung höchster und eigentlichster Art findet. Gerade dieser doppelte Aspekt, den wir mit den scheinbar einander widersprechenden Thesen „Licht als solches oder reines Licht ist farblos“ und „Licht hat als solches irgendeinen Farbcharakter“ gewonnen haben, verschafft uns jetzt den ersten wirklichen Eingang in das, was eigentlich „Farbigkeit“ seiner ontischen Konstitutionsstelle nach ist. Tritt nämlich an dem einen Ende der hier möglichen Reihe näherer Bestimmtheiten (daß diese Reihe durchaus keine ganz gleichsinnig und unkompliziert verlaufende ist, werden wir alsbald sehen), in der Farblosigkeit oder „Weißheit“ der Licht-

charakter als solcher rein und unvermischt hervor, und liegt hierin gerade das spezifisch Eigentümliche dieser — sozusagen negativen — „Farbigkeit“, so muß die ausgesprochene oder positive Farbigkeit — wurzelhaft ontisch — in einer nicht mehr reinen und unvermischten, sondern in sich selbst vermischten oder komplizierten Lichthaftigkeit liegen. Licht kann einen in sich „einfachen“, unkomplizierten, gleichsam harmlosen, selbstverständlichen und „naiven“ Charakter haben oder einen in sich komplizierten und sozusagen „interessanten“. Mit der positiven Farbigkeit tritt das Licht aus seiner einfachen Lichthaftigkeit heraus, als welche es eben „leuchtet“ oder „licht“ ist und weiter nichts und gewinnt — als Licht — „Charakter“.

## § 257.

Die vorigen Kennzeichnungen sind durchaus nicht, wie man denken könnte, rein phänomenalistisch gemeint. Es geht hier nicht darum, Farbigkeit nur eben mit einem sozusagen symbolischen Index zu belegen. Es wurde schon oft darauf hingewiesen, daß sinnliche Phänomene Kundgabephänomene sind, daß es im Sinn und Wesen sinnlicher Gegebenheit liegt, (nicht die „Welt an sich“ mit einer eigentümlichen „farbigen und klingenden“ Decke zu überziehen, die Wahrheit und Wirklichkeit zu verhüllen und zu verbergen berufen ist, sondern) das ontische „An sich“ auf die Ebene der Phänomenalität zu erheben, die ihr zugrunde liegenden ontischen Verhältnisse durch sich selbst kundbar und manifest zu machen. Dies gilt, wie wir sahen, noch in einem ganz speziellen Sinne von der Sphäre der Sichtbarkeit. In dem durch Licht und Farben manifesten „Gesicht“ der realen Welt tritt diese unmittelbar und als solche in die Sphäre der Phänomenalität ein, drückt sich mit ihrem „An sich“ in derselben unmittelbar aus. Das ist nur möglich, weil sie mit der Lichtgegebenheit schon an und für sich — in der ontischen Ebene — die Wendung zur Selbsttranszendenz und Selbsthingabe, kurz zur Phänomenalität (hier in einer ontischen, noch nicht phänomenalistischen Bedeutung des Wortes) macht und so mit der sinnlichen Kundgabefunktion in der direktesten Weise überkleidet werden kann (vgl. § 214 u. 215). Hier drückt die sinnliche Gegebenheit unmittelbar das aus, was mit ihr bedeutet werden soll; es liegt in ihr! Wenn es sich also um den einfachen oder, wie wir sagten, „harmlosen“ Lichtcharakter einerseits, um den komplizierten oder „interessanten“ andererseits handelte und hiermit Farblosigkeit resp. positive Farbigkeit gekennzeichnet werden sollte, so ist mit dieser Kennzeichnung ein unmittelbarer

Hinweis auf eine darin sich ausdrückende ontische Sachlage gegeben! Da Licht seiner ontischen Stellung nach das sich selber Transzendierende und Hingebende (und hierin eben Offenbarende) als solches ist, so kann in dem positiv farbigen Licht diese zugrunde liegende seinsmäßige Selbsttranszendenz und Selbsthingabe in sich selbst keine einfache, unkomplizierte und ungebrochene mehr sein.

## § 258.

Wir müssen aber noch mehrere entscheidende Schritte tun, um tiefer in die ontisch wesenhafte Stellung der Farben hineinleuchten zu können. Goethe sagt in seiner „Farbenlehre“, auf die wir noch mehrfach zurückkommen werden (§ 259): „Es kommen alle Farben, welcher Art sie auch sein mögen, darin mit dem Grauen überein, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz erscheinen. Dieses Schattenhafte der Farbe (σκιερόν) ist schon früher angedeutet worden und wird uns immer bedeutender werden.“ Farbigkeit bedeutet, wie sie auch im Speziellen sein mag, in der Tat eine Verdunklung des Lichts. Oder besser: eine Art „Vermählung“ von Licht und Finsternis. Denn es ist von entscheidender Bedeutung, daß es sich — wie es ja klar ist — nicht einfach um eine Verdunklung, um ein Schwächerwerden des Lichtes an und für sich und in sich handelt! Hieraus könnte immer nur die kontinuierliche und gleichsinnige Helligkeitsskala entstehen, niemals die Farbenreihe, bei der ja zudem jede Nuance wieder ihre Helligkeitsskala hat. Nicht in dem Übergang von Licht in Finsternis, sondern in der Komplizierung des Lichtes mit der Finsternis entspringen ontisch-konstitutionell die Farben.

## § 259.

Wenn wir oben darauf hinwiesen, daß Licht von positiver Farbigkeit nicht mehr in reiner seinsmäßiger Selbsttranszendenz und Selbsthingabe gesetzt sein kann, sondern daß diese letztere irgendwie in sich selbst kompliziert und gebrochen sein muß, so können wir jetzt sagen, daß hierbei eine Entgegensetzung, eine „Spannung“ eigentümlicher und immer neu zu bestimmender Art im Licht selbst zu ihm selbst vorhanden ist: sein eigener innerer Selbsttranszendenz und Hingabe- (und damit Offenbarungs- und Licht-) Charakter tritt in eine innere Opposition und Spannung, in eine eigentümliche konfliktartige Vermischung mit einem an ihm und in ihm selbst auftretenden Selbstbeschließungs- und Selbstbewahrungs- (und damit Finsternis-) Charakter. Wohl verstanden auch hier wieder: nicht als

ob der erste sich in den zweiten abwandelte oder an sich selbst verwandelte — dann könnte ja von Spannung, Konflikt, Komplizierung und Vermählung in eigner innerer Spaltung und Polarität nicht die Rede sein. Hierin aber gerade liegt die ontisch-wesenhafte Wurzel der Farbenentstehung.

## § 260.

Um jetzt eine größere unmittelbare Einsichtigkeit zu gewinnen, müssen wir auf die im Phänomen nicht durchstreichbare und entscheidende Tatsache blicken, daß das sogenannte Farbenspektrum durchaus kein gleichsinnig in einer einzigen sich gleichmäßig abwandelnden Bestimmtheit fortlaufendes Kontinuum ist. Goethe hat auch dies mit intuitiver Vehemenz erfaßt und mit vollem Recht als grundlegendes phänomenales Faktum festgehalten. Vom Rot steigt eine Linie über Orange zum Gelb herunter und steigt in einem entgegengesetzten Sinne vom Blau über Indigo zum Violett auf. Dazwischen liegt Grün als eigentümliche Vermittlungs- und Verbindungsfarbe. In einer schon oberflächlichen phänomenalen Blickrichtung können wir konstatieren, daß die Gelbreihe ein anderes Verhältnis zum Licht hat, resp. in einem andern Sinne dem Licht zugeordnet ist wie die Blaureihe: erstere liegt unmittelbar „am Licht“, letztere liegt „an“ der Finsternis. Gelb, Orange und Rot tauchen gleichsam „aus“ dem Licht auf, Blau, Indigo und Violett „aus“ der Finsternis! Man kann nicht sagen, daß in den „Lichtfarben“ das Licht eo ipso eine größere Herrschaft habe als in den „Finsternisfarben“: stellen wir ein liches Blau einem glühenden Rot gegenüber, so ist diese „Herrschaft“, dieses Übergewicht des Lichtes über die Finsternis beim Blau entschieden größer. Es handelt sich um ein andersartiges seinsmäßiges Verhältnis zu Licht und Finsternis! Diese spezifische, seinsmäßige Nähe zur Finsternis bleibt auch in dem lichten Blau erhalten und scheidet es vom glühenden Rot, das trotz der an ihm offenbaren Herrschaft des Finsternismomentes eine spezifische Lichtfarbe ist und bleibt.

## § 261.

Mit jener phänomenalen Kennzeichnung, daß die Lichtfarben „am“ Licht liegen oder „aus“ dem Licht „auftauchen“, die Finsternisfarben dagegen „aus“ der Finsternis, haben wir schon einen entscheidenden Schritt in das wesenhafte ontische Verhältnis hinein getan. Es handelt sich offenbar 1. um ein Hintergrunds- und Vordergrundsverhältnis. Bei den Lichtfarben ist das Licht der Hintergrund, bei den Finsternisfarben die Finsternis. Es kommt

darauf an, ob das Licht von der sich gleichsam darüber lagernden (als o als „Vordergrund“ wirkenden) Finsternis „bedrängt“ und dadurch in seiner ihm eignen Dynamik mehr oder minder „zurückgestaut“ oder gleichsam „gebannt“ wird oder ob es in die — als Hintergrund wirkende — Finsternis hineingedrängt und gebannt erscheint, diese kraft seiner in der Bannung mehr oder minder frei wirkenden Dynamik mehr oder minder auflockernd oder aufhellend. Hierin sehen wir — und jetzt kommen wir zu dem ontisch-konstitutionellen Quellpunkt der Farbenentstehung! — daß außer dem eigentümlich wechselnden Lageverhältnis zwischen Licht und Finsternis 2. ein anderer Faktor für die Farbenentstehung maßgebend ist: ein das Licht in seiner freien Lichtdynamik bannender oder zurückstauender Faktor. Ohne Bannung des Lichtes keine Farben. Diese Bannung bedeutet wiederum, wie ja klar ist, nicht ein Abnehmen und Schwächerwerden des Lichtes an sich selbst; das würde niemals zur Farbenentstehung, sondern allein zu Helligkeitsunterschieden führen: es bedeutet nur, daß das Licht in seinem „gleichsam ungehemmten und freien Lauf“ (in der ungehemmten Aktualität seiner Hingabe — nicht deren Stärke!) — aufgehalten wird und als so aufgehaltenes und zum Stehen gebrachtes entweder hierin als von einer darüber lagernden Finsternis beschattetes erscheint oder als ein von einer darunter liegenden Finsternis, wenn wir so sagen dürfen, unterschattetes!

## § 262.

Wir haben oben Farblosigkeit und Weißheit ununterschieden gelassen; es ist das nicht ganz korrekt. Wir müssen doch, wenn wir phänomenologisch genau sein wollen, die pure phänomenale Lichtgegebenheit und die weiße „Farbe“ unterscheiden<sup>1)</sup>. Die erstere ist charakterisiert durch die Manifestation des freien, ungehemmten und ungehinderten Lichtzustandes als solchen: die freie und ungehemmte Selbsttranszendenz tritt im Phänomen des reinen Leuchtens oder des reinen Glanzes hervor. Weiß dagegen kann nur auftreten, sofern schon eine Bannung des Lichtes, eine Zurückstauung in sich selbst gegeben ist. Es ist in ihm nicht mehr freies, sondern gebundenes

1) Unsere obige (§ 256) Hinführung wird dadurch nicht angetastet. Das Moment, das wir dort mit der „weißen Farbigkeit“ kennzeichnen wollten (weil es sich als solches zu den positiven Farben kompliziert oder „auffüllt“), ist im homogenen, „farblosen“ Licht genau so enthalten, ja tritt hier noch reiner — weil „ungebannt“! — hervor. Es ist eben die Lichthaftigkeit als solche!

Licht gesetzt! Aber nur schlicht gebundenes oder schlicht gebanntes! Hier ist von einem Finsternisvordergrund, durch das hindurch das so gebannte Licht zu scheinen veranlaßt wird, keine Rede. Am Weiß ist kein Moment von Finsternis. Wir sehen noch einmal, wie die zwei Faktoren auseinandertreten. Schlichte Bannung allein ist wohl unerläßlich notwendig zur Farbensetzung, aber es bringt für sich allein — wohl schon Farbigkeit im ausgesprochenen Sinne im Unterschied zur Farblosigkeit, aber — noch keine positive Farbigkeit hervor. Wenn wir oben sagten, daß das Licht in eine innere oder selbsteigne „Spannung“ zu sich selbst treten muß, um Farbigkeit zu erzeugen, so müssen in dieser inneren Spannung und Opposition beide Faktoren dem freien Licht in ihm selbst entgegentreten: es muß sich in ihm selbst ein „bannendes“, seinen „freien Lauf“ hemmendes und aufhaltendes Moment und ein beschließendes (und hierin beschattendes) Moment konstituieren.

## § 263.

Schlicht gebanntes Licht setzt die weiße Farbe. Kompliziert sich jedoch diese Bannung mit einem Finsternisvordergrund, durch den hindurch nunmehr das so gebannte und in sich gestaute oder zurückgedrängte Licht zu scheinen gezwungen ist, so entstehen — das ist mit schlichter Intuition zu erfassen — die „Lichtfarben“. Das hinter einen Finsternisvordergrund zurückgebannte und durch es hindurchscheinende Licht wird gelblich und steigert sich schließlich über Orange zum Rot. Je stärker die Bannung hinter den Finsternisvordergrund und je stärker die damit Maß haltende (sich dagegen zur Wehr setzende) Lichtdynamik wird, um so mehr tritt aus dem Gelb das Rot hervor. Rot ist im eigentlichsten Sinne die Farbe verhaltener Glut; sie ist ein unmittelbarer phänomenaler Ausdruck einer hinter einen Finsternisvordergrund mit „intensiver Gewalt“ zurückgestauten, aber sich im gleichen Maß dagegen zur Wehr setzenden Lichtenergie. Ist diese Gewalt der Stauung geringer, so geht das Rot über das Orange zum Gelb hin. Im Gelb liegt noch keine „verhaltene Glut“; noch keine „gewaltsame“ Lichtstauung, wohl aber schon eine Konzentration und gleichsam Kumulierung des Lichtes hinter den Finsternisvordergrund.

## § 264.

Es ist um so wichtiger, das Finsternismoment von dem der Bannung zu unterscheiden, als bei den Lichtfarben beide Faktoren eigentümlich zusammenfallen und an dem Phänomen dieser Farben

selbst kaum zu unterscheiden wären. Denn hier scheint die Bannung und Stauung selbst den Finsternisvordergrund zu schaffen! Das zusammengedrückte oder in sich hinein gestaute Licht besitzt eben dadurch in sich selbst einen Finsternisvordergrund, gegen den oder durch den hindurch es sich setzt und unmittelbar wesentlich als farbig erscheint. Denken wir aber an das Weiß, so sehen wir, daß eine schlichte Bannung als solche doch keineswegs genügt, um die Farbigkeit hervorzurufen. Wohl aber könnte man, um diesem eigentümlichen Zusammenfall der zwei Faktoren in den positiven Lichtfarben Rechnung zu tragen, von einer offenen Bannung im Unterschied zu einer geschlossenen sprechen; in der letzteren wird das Licht durch diese Bannung selber in ihm selbst — im inneren Konflikt zu sich selbst — zu einem geschlossenen oder beschlossenen und damit Finsternis setzenden, während beim Weiß die Bannung eine offene, resp. das gebannte Licht in der Offenheit reiner Selbsttranszendenz erhalten bleibt.

## § 265.

Gehen wir jetzt zu den „Finsternisfarben“ über. Wir sagten es: sie liegen nicht „am“ Licht, sondern an der Finsternis. Das Licht wird hier in einen an ihm und ihm selbst gesetzten Finsternishintergrund hineingebannt oder in ihm zusammengestaut und dieser mehr oder minder gewaltsamen Vermählung mit der Finsternis, gegen die es sich — weil eben nur hineingestaut oder -gebannt — in sich selbst „zur Wehr setzt“, also in innerer Gegenbewegung, Opposition oder Spannung zu ihr bleibt, über das Blau zum Indigo und Violett „hinaufverfinstert“. Je „gewaltsamer“ die Entgegensetzung ist, je intensiver nämlich die sie bewirkende „Bannung“, um so größer ist die Finsternisherrschaft, um so mächtiger (gebundener, komplizierter, charaktervoller) wird die Farbe. Je geringer die Bannung ist, je weniger sich also das Licht der Finsternis, in die es hineingedrängt wird, als solches entgegensetzt, um so mehr blaut es auf, um so lichter und freier wird die Farbe! Man beachte dieses eigentümliche Verhältnis, das zunächst analog zu dem bei den Lichtfarben vorhandenen liegt: Bei zunehmender Lichtbannung und infolgedessen zunehmender innerer Gegenbewegung bekommt die Farbe eine immer stärkere Mächtigkeit; aber während die Lichtfarben, weil sie am Licht liegen, immer glutvoller oder feuriger werden, werden die Finsternisfarben immer „finsterer“ in sich. Ein umgekehrtes und in sich, wie wir sagten, gleichsam anomales Verhältnis, das dadurch zustande kommt, daß hier nicht das Licht sondern die Finsternis als

das primär herrschende, dynamisch zugrunde liegende Prinzip erscheint. Dort hat das Licht in seiner sich der bannenden oder hier speziell andringenden Finsterniskraft erwehrenden Funktion die primäre Herrschaft, hier hat die Finsternis in ihrer das Licht bannenden oder hier, wie wir gleich sehen werden, speziell ansaugenden Kraft die primäre Herrschaft.

### § 266.

Um jedoch in die Polarität der zwei Farbreihen, der Lichtfarben einerseits und der Finsternisfarben andererseits, einen eigentlicheren ontischen Einblick zu bekommen, müssen wir uns das eigentümliche Wechselverhältnis der zwei voneinander nicht abtrennbaren Faktoren, der inneren Selbstbeschließung des Lichtes oder des in ihm gesetzten Finsternismomentes einerseits und des Bannungsmomentes andererseits und ihre verschiedenartige dynamische Beziehung zueinander bei den Lichtfarben einerseits, den Finsternisfarben andererseits noch etwas näher ansehen. Ein Faktor innerer Selbstbeschließung — im Gegensatz zu der im freien Licht als solchem ungehemmten Selbsttranszendenz — setzt eo ipso ein Finsternismoment. Das farbige Licht „spaltet sich“ gleichsam in sich selbst (in jedem Moment seiner selbst) in einen solchen Selbstbeschließungs- oder Finsternisfaktor und in die ihm als solchem natürlicherweise eigene Selbsttranszendenz, Offenheit oder Lichthaftigkeit. Dieser Selbstbeschließungsfaktor kann nun aber in doppelter Richtung oder in doppeltem Sinne auf den Selbsttranszendenz- oder Hingabefaktor einwirken: er kann 1. in entgegengesetzter Richtung zum „freien Lauf“ des Lichtes wirken, sich also dem eo ipso frei sich hingebenden Licht in seinem Lauf entgegensetzen und es zurückdrängen. Das so zurückgedrängte und gehemmte — in seiner dynamischen Kraft wohl gestaute, aber nicht geschwächte — Licht setzt sich (nunmehr auch in der Richtung seines primären Laufs) dieser Stauung entgegen und erscheint durch den es bannenden und stauenden Finsternisvordergrund hindurch notwendig in den entsprechenden Lichtfarben von Gelb bis Rot. Der Selbstbeschließungsfaktor kann nun aber auch 2. in der Richtung des Lichtlaufes oder der freien Selbsttranszendenz liegen und wirken, das frei hinausstrebende Licht zurückhaltend und gleichsam ansaugend. Dann bleibt die Selbstbeschließung Finsternishintergrund, und das sich gegen die rückwärts bindende Kraft der Selbstbeschließung eo ipso in seinem freien Elan (seinem Selbsttranszendenzfaktor) wehrende Licht strebt

in den Finsternisfarben aus seinem in die Finsternis rückwärts hineingestauten Zustand hervor. Beide Male ist es also das Selbstbeschließungsmoment oder der Finsternisfaktor, der in sich selbst und als solcher die Bannung zur Folge hat, nur das eine Mal in einer sich dem normalen Lichtlauf entgegensetzenden und ihn so hinter sich zurückdrängenden „Kraft“, das andere Mal in der Weise einer dem normalen Lichtlauf folgenden und ihn zu sich heranziehenden oder ansaugenden Kraft. So wird der Finsternisfaktor das eine Mal „zurückstauender Vordergrund“, durch den hindurch das Licht in seiner normalen Richtung seinen Lauf nimmt, das andere Mal „ansaugender Hintergrund“, der das Licht in seiner normalen Richtung aus sich herausläßt. Wir können auch hier wieder — und jetzt in einem eigentlichen ontischen Sinne — sagen, daß da, wo das Licht in seiner eignen „Richtung“ oder in seinem eignen normalen Verlauf zur Selbstbeschließung oder Finsternissetzung gelangt und infolgedessen das mit dieser Zurückstauung farbig gewordene Licht nur gleichsam noch sekundär aus der nunmehr ihm zugrunde liegenden Finsternis hervorkommt, die Finsternisherrschaft eine ganz andere, prinzipielle Bedeutung bekommen hat als dort, wo der Selbstbeschließungsfaktor, dem normalen Lichtverlauf sich nur entgegensetzend, diesen als Vordergrund nur eben hemmt und aufhält. Im ersten Falle erscheint die Finsternis als Grund und Träger der durch das in sie hineingestaute Licht an ihr erscheinenden Farbigkeit, im letzteren Fall ist das Licht Grund und Träger der durch die zurückstauende Finsternis an ihm hervorkommenden Farbigkeit. Im ersten Fall wird die Finsternis durch das hineingestaute Licht „aufgeblaut“, im zweiten Fall das Licht durch die Stauung hinter die Finsternis zurück „herabgeglutet“.

### § 267.

Wenn wir hier von „Kräften“ und „dynamischen Verhältnissen“ sprechen, so ist das natürlich wiederum nicht im Sinne physikalisch meßbarer Kräfte zu nehmen. Es heißt das zunächst weiter nichts, als daß im Phänomen der unmittelbare Hinweis auf derlei „zugrunde liegende“ ontische Konstitutionsverhältnisse enthalten ist. „Zugrunde liegende!“ —: das Phänomen zeigt sich selber — phänomenal — als ontisch so begründetes! Man kann z. B. direkt sagen: Rot ist seinem eignen ontischen Wesen nach die Herabglutung des Lichtes „infolge“ eines dasselbe gewaltsam zurückstauenden Finsternisvordergrundes. Wie nun

dieses Gesamtphänomen — mitsamt der in ihm liegenden ontischen Konstitutionsgrundlage — in der faktisch gegebenen physikalischen Welt faktisch zustande kommt, ist eine andere, zweite Frage, die der Physiker zu entscheiden hat, nicht der Philosoph. Dabei handelt es sich um eine experimentelle Kausaluntersuchung, nicht mehr um eine apriorische Wesensuntersuchung. Die letzteren fast immer ohne weiteres als möglichen Ersatz für die ersteren genommen zu haben, war der Fehler fast aller Naturphilosophien, ihre offenbare „Romantik“. Man kommt im Phänomen selbst niemals über das Phänomen hinaus! Wohl aber — und das ist uns für die ganze Möglichkeit und die Bedeutung realontologischer Untersuchungen der entscheidende Faktor — liegt im Phänomen der sinnlich erscheinenden realen Welt viel mehr als eine bloße phänomenale „Oberfläche“ (die dort, wo der Phänomenalismus seinen extremsten Ausdruck fand, in einen Haufen bloßer „Empfindungen“ aufgelöst wurde!); nein, in ihr selbst liegt unmittelbar — als Phänomen — die Tiefendimension einer „realiter begründenden Welt“, liegt ein ontisches „An sich“, das undurchstreichbar ist. Dieses phänomenal gegebene ontische An sich aufzudecken, ist die Aufgabe der Realontologie.

## § 268.

Aber bewegen wir uns infolgedessen — was nun die faktischen Realverhältnisse betrifft — in einer völlig illusionären Welt? Hat das so phänomenal aufzudeckende „An sich“ mit dem faktischen An sich nichts zu tun? Dann bliebe doch wieder die Philosophie eine Art Wissenschaft des „schönen Scheins“, wenigstens was die tatsächlichen Verhältnisse realen Seins betrifft! Unter diesem Aspekt werden jedoch zwei fundamentale Tatsachen übersehen. Erstens ist es für die experimentelle Untersuchung der tatsächlichen Begründungsverhältnisse von wesentlichster Bedeutung, daß das wirkliche Vollphänomen sinnlicher Gegebenheit in Frage kommt, nicht irgendein Pseudo- oder Torsophänomen naturwissenschaftlicher Weltauffassung und Vorurteils. Wenn ich nichts weiter zu „begründen“ habe als eine unzusammenhängende Erscheinungsflucht hinzunehmender „Empfindungen“, werde ich mit der zureichenden Begründungsmöglichkeit nur quantifizierender atomistischer Abhängigkeitsverhältnisse schnell fertig sein, ja diese werden sich unversehends als voll zureichendes „Weltbild“ an die Stelle des phänomenal Gegebenen schieben und dieses so völlig beiseite setzen, daß man überhaupt nicht mehr zu sehen fähig ist, um was es in der

tatsächlichen Gegebenheit eigentlich geht. Wir werden dafür in unserm speziellen Zusammenhang, was die Licht- und Farbengegebenheit betrifft, sofort ein höchst illustratives Beispiel finden. Soweit die faktische — technische — Beherrschung der tatsächlichen Welt in Betracht kommt, ist ja die Möglichkeit einer quantifizierenden und messenden Fassung und Erfassung der realen Verhältnisse von entscheidendem und niemals fortzustreichendem Wert. Etwas anderes aber ist die Vollgültigkeit der wirklichen Begründung alles dessen, was nun wiederum phänomenal unfortstreichbar gegeben ist! Bekommen wir hierfür wieder einen umfassenden und phänomenologisch geschulten Blick, so wird es in den meisten Fällen nicht mehr möglich sein, mit dem Hinweis: das und das ist „nichts weiter als . . .“ so schnell fertig zu sein. Es ist möglich, daß in vielen Fällen der naturwissenschaftliche Begründungszusammenhang nur deshalb als zureichend erscheint, weil in der von vorneherein quantifizierend-atomistisch eingestellten Blickrichtung das wirklich zu begründende Phänomen gar nicht oder doch nur torsohaft in Frage steht.

## § 269.

Das andere für die Gesamtweltbetrachtung noch wesentlichere Moment ist zweitens, daß der wirkliche reine Wesenssinn oder die wirkliche Vollbedeutung des Phänomens schon rein für sich genommen ein Faktor von allergrößtem symbolischem Wert ist. Mag nun das unmittelbare faktische Zustandekommen dieser Phänomene in der faktisch gegebenen realen Welt sein wie immer, ihr sich unmittelbar in ihnen kundgebender wesenhafter Sinn ist nicht fortzustreichen und besagt etwas, ja — wir möchten weltanschauungsmäßig sagen — alles. Was die Phänomenwelt selber von ihrem eigentlichen Sinn und Wesen unmittelbar bekundet und bezeugt, das ist eben ihr Sinn. Woher sollte er ihr kommen, wenn nicht daraus, daß eben diese Phänomene im Ganzen des faktischen Kosmos diese und keine andere Bedeutungsstelle besitzen? Die einfache, allerdings meist völlig übersehene Tatsache selbst, daß die gegebene Welt der Real-Phänomene einen solchen wesenhaften Sinn an jeder wesensmäßig für sich zu nehmenden Stelle besitzt, beweist das. Es wäre Aufgabe einer Metaphysik, hier die maßgebenden Linien zu ziehen und die wesenhaften Zusammenhänge der kosmischen Gesamtordnung ans Licht zu stellen. Andeutungen darüber — weil vom Realontologischen aus allzu naheliegend — haben wir schon überall zu geben versucht.

## § 270.

Was nun speziell die physikalische Lehre von der einfachen „Zusammensetzung“ des homogenen Lichtes „aus“ der Gesamtheit der einzelnen Farben des Farbenspektrums betrifft, so ist evident, daß im Phänomen davon nichts gegeben ist, ja der wesenhafte real-ontologische Sinn von Licht und Farben dem direkt widerspricht. Farbige Licht enthält als solches ein substanzielles Mehr gegenüber dem reinen Licht, das unmöglich durch eine bloße „Zerlegung“ des Lichtes in die verschiedenen, in ihm enthaltenen Strahlenbündel verschiedener Wellenlänge durch das verschieden brechende Prisma in das Licht hineingebracht werden kann. Ein Teil kann nicht substanziell „schwerer“ sein als das Ganze, er kann nicht durch die schlichte, bloße Herauslösung aus dem Ganzen einen substanziell „beschwerteren“ Charakter bekommen — es sei denn, daß bei dieser Zerlegung oder bei dieser Herauslösung etwas Entsprechendes an dem Teil oder den Teilen des Ganzen geschähe. Das spektralanalytische Experiment beweist ja zunächst nur, daß das Licht allerdings aus Strahlenbündeln verschiedener Wellenlänge und Brechbarkeit zusammengesetzt ist und daß das Auseinanderlegen des Lichtes verschiedener Brechbarkeit durch das brechende Prisma eine Bedingung der Farbenentstehung an ihm ist und zwar in ganz bestimmter Zuordnung zu einem jeweiligen Maß der Wellenlänge und der Brechbarkeit. Womit ist aber hierbei bewiesen, daß diese Entstehungsbedingung schon eine vollgültige Begründung der Farbenentstehung ist, womit, daß die bloße schlichte Zerlegung die Farben zum Vorschein zu bringen vermag, die „also schon vorher in dem Licht enthalten gewesen sein müssen“! Ebenso beweist das bekannte Newtonsche Gegenexperiment, bei dem das homogene Licht „aus“ den einzelnen Strahlenarten wieder zusammengesetzt wird, nichts weiter, als daß eben die hier gefaßte, unerläßliche Bedingung für die faktische Farbenentstehung (die *conditio sine qua non*) wieder rückgängig gemacht wird. Es beweist nichts mehr und nichts weniger als das erste Experiment. Sieht man allerdings in der Farbegebenheit dieses eigentümliche substanzielle Mehr nicht, das diese gegenüber der reinen Lichtgegebenheit besitzt, ist man nicht fähig, das, was wir mit dem Finsternis- und Bannungsmoment herauszuheben versuchten, intuitiv zu fassen, erblickt man in den einzelnen Farben nichts weiter als nun einmal hinzunehmende eigentümliche „sinnliche Daten“, ist man — *sit venia verbo* — in diesem Sinne „farbenblind“, dann ist allerdings auch nicht einzusehen,

weshalb nicht das „weiße“ oder homogene Licht aus allen einzelnen Farben zusammengesetzt sein soll. Trägt man aber dem wirklichen ontischen Wesenscharakter der Farbegebenheit Rechnung, so fehlt einfach noch die vollgültige kausale Begründung für das Auftreten eines dem schlichten homogenen Licht gegenüber nicht einfacheren (und nur dieses könnte aus bloßer Zerlegung hervorgehen), sondern komplizierteren Phänomens.

## § 271.

Man hat sich bei größerer intuitiver Einsicht in das phänomenal Gegebene dieser Lage schon dadurch helfen wollen, daß man auf die eigentliche „Entstehung“ der sinnlichen Farbegebenheit auf der subjektiv-physiologischen Ebene hinwies. Auf der objektiven Seite ist ja unter diesem Aspekt wirklich nichts weiter vorhanden und also auch nicht zu begründen als die verschiedenartigen Schicksale von Lichtstrahlen verschiedener Wellenlänge und Brechbarkeit; daß sich hieran in der sinnlich-physiologischen Sphäre des subjektiven Sehens ein bestimmt geartetes Auftreten sinnlicher Phänomene knüpft, ist eine Sache für sich, die den Physiologen und nicht den Physiker angeht. Mit dieser subjektiv-phänomenalistischen Wendung ist das Problem jedoch durchaus nicht aus der Welt geschafft. Es soll hierbei keineswegs dem extremen Objektivismus das Wort geredet werden, der nicht nur den tatsächlichen Verhältnissen nicht, sondern auch nicht der phänomenalen Sachlage entspricht: die sinnliche Gegebenheit ist eine von der Leibgegebenheit durchaus abhängige und von ihr nicht abtrennbare; wir wiesen schon mehrfach darauf hin. Erst in und mit der leibgebundenen und leibbestimmten subjektiven Auffassung kommt das eigentümliche sinnliche „Sinnphänomen“ zustande. Die Sinne sind ihrem ontologischen Wesen nach die spezifischen Organe unmittelbarer „Interpretation“ des objektiv Gegebenen: sie „erheben“ sozusagen durch sich selbst das objektiv Gegebene auf eine Kundgabe- oder Manifestationsebene, „machen“ es durch sich selbst phänomenal faßbar. Aber hierin liegt schon, daß doch eben diese leibgebundene sinnliche „Interpretation“ einen ganz bestimmten objektiven „Sinn“ hat, daß es eben die spezifische Funktion der sinnlichen Auffassungsorgane ist, das ins Sinnliche oder Phänomenale umzusetzen, was objektiv gegeben ist. Wir sagten es: die sinnliche Anschauung verdeckt nicht — ihrem eignen ontologischen Sinn und Wesen nach — die objektive Welt, sondern schließt sie auf, setzt sie ins Phänomen um. Was also im sinnlichen

Phänomen liegt, behält seine strikte objektive Bedeutung, mag es auch diesen sinnlichen „Ausdruck“ erst in und mit der leibgebundenen sinnlichen Auffassung erhalten. Liegt im sinnlichen Phänomen das „substanzielle Mehr“ der Farbgegebenheit gegenüber der reinen Lichtgegebenheit, so ist es auch unbedingt objektiv begründet.

#### § 272.

Übrigens ist nicht nur die allgemeine Farbgegebenheit als solche, sondern ebensowohl, ja fast noch mehr, die offenbare Polarität der Farbenskala ein phänomenologischer Beweis gegen die Vollgültigkeit der physikalischen Auffassung. Diese kann immer nur zu einem gleichsinnig aufsteigenden oder absteigenden Kontinuum führen. Wo kommt aber dieser evidente phänomenale Bruch her zwischen den „Lichtfarben“ und den „Finsternisfarben“? Wer ihn einmal gesehen hat, kann ihn niemals wieder übersehen. Er wird dann im Wortsinne „in die Augen springend“. Woher kommt es, daß in der Mitte dieser Farbenskala die ganze Sachlage phänomenal gänzlich umspringt und in ihr Gegenteil verkehrt wird, wenn es sich doch um nichts weiter handelt als um die Auseinanderlegung von Lichtstrahlenbündeln ab- oder aufsteigender Wellenlänge und Brechbarkeit? Diese Frage harrt in der Tat noch ihrer realwissenschaftlichen Erklärung.

#### § 273.

Goethe hat in seiner genialen Farbenlehre diese phänomenale Tatsache der Polarität der Farbgegebenheit mit immer neuem Nachdruck hervorgehoben; sie war ihm eine der Grundtatsachen, auf die er seine ganze Lehre aufbaute. Mit ebensolcher intuitiven Genialität erkannte er, wie wir schon erwähnten, das „Finsternismoment“ in der Farbgegebenheit als solcher, dieses „substanzielle Mehr“ nach unserer Ausdrucksweise, das die schlichte Zusammensetzung des Lichtes „aus“ den Farben ausschließt. Seine Lehre von den „trübenden Mitteln“ sollte eben das begründen, was wir in der „rückwärtig oder vorwärtig bannenden Kraft des Finsternismomentes“ zur Anschauung zu bringen versuchten. Nur hat er, so scheint es uns, mit der Nichtunterscheidung des „bannenden“ von dem „verfinsternden“ oder nach Goethe „trübenden“ Momentes die Polarität der Farbenskala, diesen von ihm als solchen klar erkannten „Bruch“ und „Umschlag“ im Farbenspektrum, nicht zur genügenden Klärung bringen können. Wenn es nach seiner Darstellung bei den Lichtfarben soweit verständlich wird, daß die Farben durch

das als Vordergrund gesetzte „trübende“ Mittel zum Vorschein kommen, so findet man sich bei den „Finsternisfarben“ nicht mehr zurecht; denn Goethe spricht auch hier von dem „trübenden Mittel“, durch das das Licht als farbiges hindurchscheint — andererseits aber kommen doch hier gerade die Farben aus der Finsternis als ihrem Hintergrund her, und es begründet sich gerade hierin die Polarität und der Umschlag. Diese Unklarheit hängt damit zusammen, daß Goethe durchaus naiver Naturalist war, der sich keine Phänomensetzung vorstellen konnte außer in direkter naturhafter, ja stofflicher Begründung: der von ihm intuitiv erkannte eigentümliche Finsternischarakter der Farben (ihr „Schattenhaftes“) mußte durchaus kraft eines wirklichen stofflichen Mittels zustande kommen. Es gab für ihn überhaupt nur in sich geschlossene, naturhafte, stoffliche Bildungen, Bilder und Phänomene, kein „abstraktes“ Licht an sich, das in eigener innerer Dynamik für sich zu fassende Schicksale zu erleiden fähig wäre. Er war hierin eben so fern von einer phänomenologisch-ontologischen Einstellung, die in apriorischer Intuition die wesenhaften Konstitutionsverhältnisse als solche herauszuheben berufen ist, wie von einer wahrhaft naturwissenschaftlichen, in der das in der Tat in abstrakto quantitativ Beherrschbare der Natur zur reinen Abhebung und Fassung kommt. In der radikalen Ablehnung auch nur der Möglichkeit einer solchen Naturauffassung hat er sich gründlich geirrt. Die Zeit ist über ihn weggegangen und hat ihre naturwissenschaftlichen Triumphe gefeiert. Soweit es die Macht des reinen Phänomens war, die Goethe gebunden hielt, ist es an der Zeit, auf ihn zurückzukommen. Nach dieser Richtung wird seine Farbenlehre niemals „veralten“. Soweit es aber seine naiv-naturalistische Blickrichtung war, in der die Übereinanderlagerung wesenhaft verschiedener ontischer Schichten und Tiefendimensionen überhaupt nicht zur Abhebung zu kommen vermochte, muß auch der Philosoph seinen in diesem Sinne durchaus beschränkten Standort verlassen<sup>1)</sup>.

1) Goethe war nicht nur kein Naturwissenschaftler, sondern auch kein Philosoph. Nichts fällt in seinen Schriften und Forschungen mehr auf als dieses eigentümliche Genüge an den Phänomenen als solchen. Sie in ihrem anschaulichen Gehalt herauszuheben und zu beschreiben (Begriffe in Anschauungen zu verwandeln, wie er es nannte), war seine Leidenschaft, er hierin echter Phänomenologe. Hierin auch Naturforscher (in jenem alten, die Dinge liebend umfassenden und beschreibenden Sinne), vor allem aber Künstler. Ganz Künstler, gerade in seinen Naturforschungen, die ihn keineswegs „von seinem eigentlichen Beruf“ abhielten, sondern eine ganz bestimmte Erfüllung desselben darstellten. Aber darin sind zugleich seine geistigen Grenzen angegeben: jenes „Genüge“ — es

## § 274.

Wir kommen jetzt zu unsern eignen phänomenologisch-ontologischen Analysen zurück. Wir haben bisher von der rein am Licht selber auftretenden Farbgegebenheit gesprochen. Ein in den reinen Spektralfarben gegebenes Phänomen. Aber ihre eigentliche ontische Anwendung findet die Farbe erst in ihrer Stellung als reale Oberflächenfarbe. In dem als solchem offenbarenden Licht werden die Dinge in eine phänomenale Ebene gerückt, bekommen sie ein „Gesicht“, durch das sie sich selber darbieten und manifestieren. Sie bringen sich gleichsam „nach außen“ dar, repräsentieren sich. Hierbei spielt die Farbigkeit eine wesentliche Rolle. Um in dieses Verhältnis einen genaueren Einblick zu bekommen, müssen wir Verschiedenes unterscheiden. Die materielle Entität kann das Licht entweder in Freiheit durch sich hindurchlassen oder es, dasselbe in seinem Lauf aufhaltend, in entgegengesetzter Richtung zurückwerfen. Im erstern Fall ist die als solche in sich beschlossene Materie absolut lichtoffen. Sie hat keine „Fähigkeit“ (ihrer gegebenen Art nach), das Licht „einzufangen“ oder „aufzunehmen“. Sie ist gewissermaßen in sich selbst dem Licht „jenseitig“ und läßt es durchlaufen, ohne irgendeinen substanziellen oder wirksamen Anteil an ihm zu haben. Ihre Selbstbeschlossenheit liegt neben ihrer Lichtoffenheit, tritt in keine Synthese mit ihr. Und obwohl alles Licht freien Eingang und Durchgang findet — oder weil es so ist —, vermag die in sich beschlossene Materie innerlich in das durch sie hindurchgehende Licht nicht einzutreten und darin manifest zu werden. Es wird an ihr und von ihr nichts offenbar. Man kann sagen: vor lauter „Überbereitschaft“, das Licht aufzunehmen, geschieht durch das Licht an der Materie selbst nichts. Denn sie müßte sich schon in und mit ihrer Selbsthaftigkeit dem Licht darbringen, um in eine wirkliche Synthese mit demselben einzugehen. So ist sie dem Licht gegenüber, als wäre sie nicht da: durchsichtig!

## § 275.

Im zweiten Fall, wenn die Materie, in ihrer eignen Selbstbeschlossenheit sich dem Licht entgegensetzend, dasselbe „zurückwirft“, ist wieder eine dreifache Weise zu unterscheiden, wie dies

ist das spezifisch unphilosophische! Es geht dies unserer Meinung nach bei Goethe tiefer als es scheint.

geschieht: 1. in absoluter Freiheit, 2. in schlichter Bannung, 3. in eigentümlicher „Vermählung“ mit der als solcher in sich selbst beschlossenen Materie. Wird das Licht in der ihm eignen Freiheit zurückgeworfen, so bringt es in und mit diesem Hervorgang nur sich selber wieder mit: die in sich beschlossene materielle Entität steht hier in einer durchgehenden „Selbstlosigkeit“. Nicht zwar so, wie das Durchsichtige, dessen gleichgültige Selbstlosigkeit in gar keine innere Berührung mit dem Licht kommt! Im jetzigen Fall wird das Licht wohl innerlich aufgenommen (und kann infolgedessen nicht einfach durchgelassen werden, sondern wird zurückgeworfen); aber in dieser Aufnahme ist kein Moment substanzieller „Vermählung“ mit dem Licht, nicht einmal ein solches der schlichten Bannung. Das Licht wird in keinem Sinne innerlich verhaftet; sondern untangiert, unaufgehalten, unbelastet, in seinem ursprünglichen freien Elan geht das Licht wieder hervor, wie es gekommen ist. Die betreffende Entität kann hierin zur Selbstmanifestation nur nach der einen Richtung kommen, die durch ihr Verhalten gegen das Licht angezeigt wird: nur eben als in diesem Sinne selbstlose, geöffnete, „spiegelnde“. Sie kann darin nicht mit einem individuellen Gesicht erscheinen außer eben diesem „spiegelnden“! Gerade weil man in ihr nur das sieht, weil sich an ihr nur das manifestiert, was in sie hineinfällt, also ein Anderes als sie selbst, tritt sie als in sich „selbstlose“ in die Erscheinung. Hierbei kann es zu einer eignen Farbensetzung nicht kommen. Nur am gebannten und verfinsterten Licht treten Farben hervor. Von beidem ist keine Rede.

## § 276.

Zweitens kann das Licht als „schlicht gebanntes“ aus der betreffenden materiellen Entität hervorgehen. Es kommt wohl zu einer inneren substanziellen Vereinigung mit dem Licht — dasselbe wird nicht einfach zurückgestrahlt, wie es hineingefallen ist, sondern es wird festgehalten und gleichsam gebunden; aber in dieser Bindung bleibt es doch als solches untangiert. Es bleibt, wenn auch vorübergehend eingefangen, in seiner Artung unangetastet und geschont. Es ist einsichtig, daß sich auf diese Weise, wie wir schon sahen, das Weiß konstituiert, die Farbe der Reinheit. Drittens kann nun das Licht in eine eigentliche substanzielle Vermählung mit den Entitäten eintreten, auf die es fällt. Sie lassen das Licht in sich hinein und, indem sie sich mit demselben innerlich vereinigen, kommt es der Art nach gebunden und verwandelt wieder heraus. Die in sich

selbst und als solche geschlossene Materie hat eine „Wirkung“ auf das Licht gehabt. Je nach der spezifischen substanziellen Artung der betreffenden Stoffentität wird das Licht so oder so in die eigentümliche Gestaltseinheit oder innere Gestaltsfinsternis hineinbezogen und verläßt sie, dem Schicksal, das sie erlitten hat, entsprechend, umgestaltet und „beschwert“. Wir wissen, auf welchen ontischen Konstitutionsverhältnissen die Lichtfarben und die Finsternisfarben beruhen; bei dieser Oberflächenfarbe nun schafft die materielle Stoffentität oder Gestaltseinheit selber die Bedingungen, resp. enthält sie ihrer spezifischen Art nach, die zur Setzung dieser oder jener spezifischen Farbe und Farbnuance führen. Natürlich ist hierbei nur von Eigenfarben die Rede. Oder von — bewußt oder unbewußt — sinngemäß (dekorativ, künstlerisch etc.) verwandten Farben. Nur diese können ein unmittelbarer Ausdruck der spezifischen Art des Stoff- oder Gestaltswesens sein, an dem sie durch das Licht erscheinen. Wir werden im weiteren einige kurze Andeutungen darüber geben, wie der eigentümliche Eigencharakter und Eigen-Sinn der Farbe — den man nur unter Anwendung der herausgestellten ontisch-konstitutiven Wesensverhältnisse greifbar machen kann — den eigentümlichen Eigencharakter der sie setzenden Stoffentität unmittelbar „verklärt“. Zunächst aber noch einige wesentliche Bemerkungen.

## § 277.

Indem das Licht als in und mit der materiellen Entität, auf die es fällt, „gebanntes“ (ob schlicht gebannt oder in Komplizierung mit derselben, ist hierbei außerwesentlich) wieder hervorkommt, bringt es eben dadurch das „Gesicht“ oder den phänomenalen Aspekt der materiellen Entität zum Vorschein. An ihm erscheint ja die Farbe; aber das „Gesicht“ ist doch mehr als nur eben eine „farbige Oberfläche“. Wenn bei der primären Lichtquelle der Entzündungszustand eine innere Selbsttranszendenz oder einen totalen inneren Aufbruch setzt, so kann doch an der so offenbar oder manifest gewordenen Entität nichts Weiteres offenbar und manifest werden als diese Stoffekstase selbst, d. h. der Stoff in seinem ekstatischen oder lichthaften Zustand. Seine normale Verfassung (in der Selbstbeschließung) ist ja aufgehoben. Was daher an sich selbst „Licht“ wird, wird in dieses Licht verschlungen und ist an sich selbst nicht manifest. Außerdem sahen wir, daß das Licht qua Licht nur ein offenes sein kann an der Grenze seines Hervorkommens aus einer es setzenden Entität — nämlich in und mit diesem seinen „Hervorkommen“ (vgl. § 253). Denn nur hierin hat es etwas an sich, was in der puren

Offenbarungsfunktion sichtbar zu werden vermag. Wenn nun Licht auf eine in sich selbst beschlossene Stoffentität fällt, sich mit derselben innerlich vereinigt und sie in ihrer Selbstbeschließung belassend (also ohne sie mit zu entzünden) wieder verläßt, dann wird in und mit dem an der Grenze seines sekundären Hervorgehens wiederum manifest und offenbar werdenden Licht auch die „Grenze“ selbst manifest oder offenbar, nämlich die „Oberfläche“ der in sich selbst beschlossenen Stoffentität, an der das Licht austritt. Denn als hier gerade noch in die Stoffentität hineingebanntes (vor seinem Verlassen derselben) — und nur gerade an dieser Stelle steht die Phänomenalität! — bringt das Licht auch die bannende „Oberfläche“ mit „ans Licht“. Man kann übrigens von einem „Gesicht“ auch in rein objektivem, seinsmäßigem Sinne reden, indem man die bei jeder als solcher räumlich gesetzten Stoffentität wesenhaft vorhandene „Außenseite“ damit bezeichnet. Dann rückt in dieser Vermählung mit dem Licht, bei dessen Austreten oder Hervorgehen, das „Gesicht“ in die phänomenale Ebene.

## § 278.

In und mit diesem manifest gewordenen Gesicht nun wird eo ipso alles manifest werden, was eben — objektiv — darin liegt oder dazu gehört. Soweit die materielle Struktur der betreffenden Entität und ihr eigentümlicher „Aufbau“ an die „Oberfläche“ kommt oder ins — jetzt objektiv genommen — „Gesicht“ tritt, soweit muß sie sich auch im phänomenalen oder lichtgewordenen Gesicht ausdrücken. Wir sehen nicht nur, ob die Butter gelb oder weiß ist, sondern auch ob sie hart oder weich, zerfließend oder fest ist<sup>1)</sup>. Nur die völlige Verdunklung phänomenaler Gegebenheit durch den einseitigen naturwissenschaftlichen Weltaspekt konnte diese eigentlich selbstverständliche und ohne weiteres sichtbare Tatsache verschwinden machen. Daß sie phänomenologisch wieder „entdeckt“ werden mußte, ist nicht ein besonderes Zeichen neueren philosophischen Hochstandes, sondern nur ein solches bisherigen Tiefstandes.

## § 279.

Goethe sagt von der blauen Farbe (Nr. 779 im Didaktischen Teil): „Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts“.

1) Vgl. hierzu die illustrative Arbeit von W. Schapp, Beiträge zur Phänomenologie der Wahrnehmung. Halle 1910.

Dieses Charakteristikum des „Reizenden“ oder, wie man auch sagen kann, Rührenden des Blau, etwa bei einer blauen Blume (die man in der vulgären Auffassung auch als Symbol der Treue anspricht) scheint zunächst jenem allgemein auf dieser Farbseite geltenden Finsternischarakter zu widersprechen. Wie kann eine Farbe, der seinsmäßig jene, wenn wir uns kraß ausdrücken, „Perversität“ der ontisch-konstitutiven „Entstehung“ anhaftet, reizend, treu und rührend erscheinen? Und doch hängt das eine mit dem andern auf das Engste zusammen: gerade weil der „Grund“ dieser Farbe im Nichts, in der Finsternis liegt, muß die Setzung reiner Lichthaftigkeit an ihr dieses unmittelbar Bewegende haben. Wir haben hier eine Farbe vor uns, die „aus sich selbst“ keinen Anspruch erhebt, die nicht aus sich selber — aus ihrem eignen „Grunde“ — das ihr eigne Licht schöpft, sondern es sozusagen nur empfängt und treulich und selbstlos widerspiegelt. Sie gibt „demütig“, was sie nicht selbst erzeugte. Und ist so recht eigentlich die Farbe des Mantels der Maria. Wie auch sollte ebenso der faktische Himmel anders erscheinen als blau: seine finstere Unendlichkeit und unendliche Leere „lebt“ von geliehenem Licht, das als in denselben hineingebanntes und -gegossenes gesetzt ist. Ein „roter Himmel“ würde nicht mehr den unendlichen und „stillen“ Himmelsraum als solchen zur Manifestation bringen, sondern ein in ihm ausgebrochenes selbstherrliches Leben. Die „magische“ Blume ist selbstverständlich blau: die den Blick hinabziehende „Tiefe“ oder Untiefe dieser Farbe, die in sich keine Grenze hat, macht ihr Geheimnisvolles aus.

## § 280.

Dieser prägnante Charakter des Blau bleibt aber nur solange bewahrt, als nicht einerseits das Bannungsmoment anfängt zu überwiegen und das Blau dadurch ins Weißliche abfällt und als nicht umgekehrt andererseits die fortschreitende „Entmaterialisierung“ (wenn nämlich die Hineinbannung des Lichtes in den Finsternisgrund — nicht das Licht selbst! — immer mehr abnimmt) ein immer stärkeres Hervorbrechen der Finsternis hervorruft und dadurch die Reinheit des schlichten Blau vernichtet wird. Im ersteren Fall löscht sich allmählich das Charakteristische der Farbigkeit überhaupt aus; die Farbe wird schwächlich: hellblau und rosa verlieren den Charakter ihrer letztlich polar entgegengesetzten Abstammungen und werden fast „verwechselbar“. Auf der andern Seite aber tritt — über Indigo zum Violett — nun die Finsternis in ihre herrischen Rechte. Sie umgibt sich mit einem „Mantel von Licht“ oder lichthafter Sub-

stanzialität, der ihr „au fond“ nicht eigen ist und das Grundwesen ihrer leeren Abgründigkeit nicht zu verbergen vermag und „herrscht“ hierin! Dieses letztere Moment setzt das Violett in den charakteristischen Gegensatz zu dem ihm andererseits seinsmäßig-konstitutiv so nahestehenden Blau: das Blau gibt sich mit seinem Finsternisgrund nur eben her für das hineingebannte Licht, im Violett herrscht dagegen der mit Licht versetzte Finsternisgrund, macht selbstherrliche Ansprüche — die er ja nur machen kann durch dieses und in diesem ihm „im Grunde“ nicht eigne oder ursprüngliche Licht. Es gehört dazu, daß im Violett ein Moment von Rot auftritt, diese auf die positive Seite gehörige Farbe, die diese im letzten Grunde erborgte Pracht und nichtige Glorie noch anspruchsvoller und „mächtiger“ macht. Wo eine gewisse Pracht und Feierlichkeit entfaltet werden soll, in der doch von ursprünglicher und selbsteigner — damit aber auch naiverer — Glorie und Herrlichkeit nichts enthalten sein darf, da tritt das Violett in seine dekorativen Rechte, wie z. B. bei den Kardinalsmänteln oder auch als Ergänzungsfarbe zum Trauerschwarz oder als Feierkleid alter Damen.

## § 281.

Rot ist „verhaltene Glut“, die Farbe der Leidenschaft. Wir können auch sagen: Glut schlechthin. Denn in diesem Ausdruck liegt eo ipso, daß Lichthafte hier nicht zum freien Ausdruck kommt, sondern „zurückgebannt“ ist. Das ist aber unmittelbar — ins Farbige umgesetzt — das Rot. Im Gegensatz zu jenem Geheimnis unendlicher Untiefe auf der Seite der negativen oder Finsternisfarben steht hier das verhüllte Offenbare. „Verhüllt“ — denn hier ist Licht als das sich Offenbarende und Offenbare schlechthin hinter einen Finsternisvordergrund zurückgedrängt. Es ist verhüllte Herrlichkeit, aber ursprüngliche, selbsteigene Herrlichkeit, Herrlichkeit des Grundes selbst. Auch hier besteht die „Gefahr“ einer — wenn auch polar entgegengesetzten — Überherrschaft des Finsternisprinzips. „Gefahr“, wenn wir von der Farbe in ihrer urhaften Reinheit ausgehen; „Ereignis“, und Steigerung, wenn es sich um das Interessante der Komplikation handelt: ein Überwiegen des als solchen beschließenden Finsternisvordergrundes führt zum Purpur, diese Farbe wahrhaft königlicher Majestät. Wenn wir vorhin sagten, daß Rosa und Hellblau — in gemeinsamer Schwächlichkeit der in ihnen gesetzten Farbenergie, weil wachsender Annäherung an das selbstlose Weiß — ihren polaren Charakter fast verlieren, so könnte man Ähnliches (mutatis mutandis)

von Violett und Purpur in ihrer gemeinsamen wachsenden Annäherung an Schwarz sagen. Und doch tritt gerade hier für den phänomenal Durchblickenden und Durchfühlenden der Gegensatz ergreifend hervor: verhüllte Majestät und majestätische „Hülle“! Beidemale wohl eine Glorie, die „im Dunkeln“ erscheint; aber dort die naive und selbstverständliche, nur eben gedämmte Pracht, hier das prächtige und feierliche „Raffinement“. Erhält das Purpur den Stich ins Blaue, von dem Goethe spricht, so wird die Majestät zu einer drohenden: sie bekommt etwas Unheimliches und Irrationales und tritt dadurch in größere Annäherung zur negativen Seite; aber dadurch verwischt sich der im Grunde seismäßig-konstitutiv andere Charakter durchaus nicht.

### § 282.

So wie Blau die unmittelbar am Licht liegende, noch reine und ruhige, gewissermaßen spannungslose Stufe der „aufgehellten“ Finsternis<sup>1)</sup> ist, so Gelb die unmittelbar am Licht liegende erste Stufe der „Trübung“ des Lichtes<sup>1)</sup>. Auch Gelb besitzt noch eine ruhige und spannungslose Reinheit: das Licht ist noch nicht wie beim Rot „gewaltsam“ zurückgedrängt, so daß es mit entsprechender Energiesteigerung hinter der zurückdämmenden Beschließung hervorbrechen müßte; es ist eine leichte und freudige Vereinigung zwischen beschließender Finsternis und aufbrechendem Licht, sozusagen der „anbrechende Farbentag“. Es ist nur gerade so viel Beschließung vorhanden, als nötig ist, damit Farbe überhaupt hervortreten und gezeugt werden kann, ein erster, schlichter, freudiger Farbentriumph. Oder von der als solcher in sich beschlossenen und verschlossenen Materie aus gesehen, manifestiert sich im Gelb das erste Hervorkommen derselben zum Leben und Licht, ihre erste Vermählung mit dem Licht, in der das Licht „im Grunde“ schlicht aufgenommen und verwertet wird, ohne daß es zu irgendeinem „selbstsüchtigen“ Gestaltungs- und Selbstverherrlichungszweck in der „Tiefe“ zusammengedrängt wird und wieder aus ihr hervorbricht und sich so zur Glut der roten Farbe abwandelt. So ist das Gelb die Farbe des aus der Erde hervorkommenden Keims, auch des reifenden Getreides, das sich als solches zu einem einfachen Fruchtträger und -darbringer ausgestaltet, nicht aber — weder in der Blüte, noch in der Frucht — zu einer selbstherrlichen Erscheinungsgestalt; auch die Farbe der

1) Wir können wohl diese vereinfachende Ausdrucksweise jetzt ohne Gefahr, mißverstanden zu werden, verwenden.

jungen, sich aus der schützenden (braunen! vgl. § 282) Knospe entfaltenden Blätter, ehe sie grün (vgl. § 283) werden und damit zur vollen Selbstbeschließung in der ihnen eignen inneren Lebensfunktion gelangen. Ebenso aber auch — neben dem Rot oder in dieses hineingesteigert — die Farbe der welkenden Blätter, die in ihrer inneren verborgenen Lebensfunktion absterbend nur noch in einem letzten — wie dort ersten! — Glanz und Schein vorhandener Lebens- und damit Lichtaufnahme und Verwertungsfähigkeit dastehen.

### § 283.

Wir erwähnten das Braun. Es kommt nicht im Farbenspektrum vor, so wie das Purpur. Es ist aber doch, phänomenal genommen, eine bestimmt charakterisierte Farbe für sich. Es steht neben dem Gelb wie das Rot, nur in einer andern Richtung. Wenn man vom Gelb zum Rot dadurch kommt, daß mit zunehmender Bannungskraft des Finsternisvordergrundes auch die sich dagegen aufmachende oder „wehrende“ Lichtenergie zunimmt, so gelangt man zum Braun, wenn mit zunehmender Bannungskraft des Finsternisvordergrundes die Lichtenergie die gleiche bleibt oder doch nicht entsprechend „wächst“. Es wird beim Übergang vom Gelb zum Braun das Gelb gewissermaßen nur immer mehr und mehr „materialisiert“ unter die Selbstbeschließung gebracht und diese Selbstbeschließung oder Materialisation wird von dem Lichtgrunde einfach „hingenommen“. Dadurch wird Braun zur an sich selbst schlichtesten Farbe auf der positiven Seite, die am wenigsten autonome Lichtenergie besitzt, dafür aber auch die wärmste Farbe ist; sie ist mit sich selbst verhüllt und in sich selbst eingehüllt, in ruhender Geborgenheit. Die Farbe der Mönchskutten, der mütterlichen Erde, des saftleitenden Holzes, der schützenden Knospe.

### § 284.

Ein weiterer Weg von Gelb her führt zum Grün. Goethe hat auf das Entschiedenste bestritten, daß Grün eine einfache oder Urfarbe sei im Sinne der übrigen prismatischen Farben: es gehe aus einer Synthese des positiven und negativen Prinzips hervor. Es ist ja phänomenal unbestreitbar, daß Grün als eine direkte „Vereinigung“ von Gelb und Blau angesehen werden kann — wie übrigens genau so Orange als eine Vereinigung von Gelb und Rot und Indigo als eine solche von Blau und Violett. Es gibt — phänomenal gesehen — im Kontinuum des Spektrums bestimmt charakterisierte Umbiegungs-

stellen. Vom Rot geht es direkt und kontinuierlich — in einer gleichsinnig ansteigenden Linie — über das Orange zum Gelb; vom Gelb aus dagegen geht es in einem andern Sinne und nach einem andern Prinzip zum Grün weiter als zum Orange zurück. Ebenso ist wieder der Fortgang vom Grün zum Blau der prinzipiell gleiche wie der vom Grün zurück zum Gelb. Hinter dem Blau geht es wiederum nach einem neuen Prinzip zum Indigo und von dort gleichsinnig zum Violett. Wir haben also drei jeweilig aus drei Gliedern bestehende Einheiten, die je durch ein gleichsinnig von dem einen Glied zum andern fortschreitendes Prinzip miteinander verbunden sind: Rot, Orange, Gelb — Gelb, Grün, Blau — Blau, Indigo, Violett. Innerhalb jeder Gruppe erscheint das Mittelglied als eine direkte und unmittelbare Vereinigung der beiden äußeren Glieder. Zwei dieser Prinzipien kennen wir! Vom Rot geht es über das Orange zum Gelb durch eine stetige Abnahme der das Licht in entgegengesetzter Richtung zu seinem Lauf zurückstauenden Kraft des Finsternisvordergrundes und infolgedessen abnehmender „Abwehrreaktion“ des zurückgestauten Lichtes und von Blau geht es über Indigo zu Violett durch stetige Abnahme der das Licht in gleichsinniger Richtung zu seinem Lauf in den Finsternishintergrund hineinbannenden Kraft und infolgedessen stetig zunehmender phänomenaler Herrschaft des Finsternishintergrundes. Wie aber geht es nun von Gelb über Grün zu Blau? Es ist ja sichtbar, daß Grün nicht nur in der Mitte steht zwischen Gelb und Blau, sondern daß es den Scheidepunkt bildet in dem ganzen Farbenkontinuum. In ihm ist sozusagen die „Wage“ im Gleichgewicht: hier ist der Schwebepunkt, hinter dem es rechts und links in entgegengesetzter Richtung abwärts geht. Stehen auf der einen Seite die Licht- oder positiven Farben und auf der andern Seite die Finsternis- oder negativen Farben, so scheint das Grün von beiden Prinzipien, vom Licht und Finsternisprinzip gleich viel zu haben. Es liegt sozusagen dem Licht ebenso nahe wie der Finsternis, resp. es ist bei ihm gar nicht möglich, einen Finsternisvorder- oder -hintergrund von einem Lichtvorder- oder -hintergrund zu unterscheiden. Und doch kommt auch hier die Farbe nur zustande durch eine Hineinstauung des Lichtes in die „Finsternis“. Aber Licht und Finsternis sind in diesem Fall miteinander durch und durch „vermählt“; keines hat den Vorrang und keines tritt zurück. Das Licht wird gleichsam in den Mutterschoß der Finsternis hineingestaut, der es nunmehr ganz und gar umgibt, den es aber auch selbst wiederum ganz und gar durchdringt, so daß nirgends Licht ist, wo nicht auch Finsternis ist und umgekehrt.

## § 285.

Es ist von größter Wichtigkeit, daß wir hierbei die wesenhaft konstitutive Grundlage aller Farbenentstehung festhalten. Es muß immer ausgegangen werden von einer bleibenden Entgegensetzung, von einer inneren Polarität von Licht und Finsternis, auf Grund deren ja auch nur das wesentlichste Moment, die Hineinstauung des einen in das andere, des Lichtes in die Finsternis möglich ist. Würden Licht und Finsternis bei dieser gänzlichen Durchdringung und „Vermählung“ im Grün nicht als solche geschieden bleiben, würden sie ineinander übergehen, so würden sie sich ineinander verlieren, von einer Hineinbannung des Lichtes in die Finsternis könnte keine Rede mehr sein und es würden keine Farben entstehen, sondern nur ein Grau. Auch beim Grün ist das Licht in die Finsternis — als ein ihr bleibend Entgegengesetztes — hineingebannt, aber so, daß sie sich gegenseitig völlig umgeben und durchdringen. Hierdurch entsteht in unmittelbarer Einsichtigkeit diese Farbe von wunderbarem inneren Gleichmaß, in der sich die phänomenale Wirkung eines zum Gelb durch die Finsternis „hinabgetrübten“ Lichtes und einer durch das Licht „aufgeblauten“ Finsternis im ontisch wesenhaften Grunde vereinigt.

## § 286.

Hierdurch ist zugleich auch eine Lösung für die Frage gegeben, ob Grün eine „Mischung“ von Gelb und Blau oder eine einfache, ursprüngliche Farbe für sich ist. Beides ist richtig; man muß nur die beiden Schichten oder Ebenen der ontischen Grundlage und des phänomenalen Ausdrucks oder der phänomenalen Wirkung auseinanderhalten. Grün ist in der Tat eine Farbe für sich, eine Urfarbe, eine einfache Farbe, darin durchaus unterschieden von den ausgesprochenen Mischfarben (Orange und Indigo), weil sie der phänomenale Ausdruck oder die unmittelbare Manifestation eines in keiner andern Farbe zur Setzung kommenden einzigartigen ontischen Prinzips ist. Man möchte sogar sagen, daß sie eine wesenhafte Selbständigkeit besitzt wie keine zweite Farbe, weil eben in ihr die absolute Grenzscheide liegt für das nach rechts und links sodann gleichsinnig weiterlaufende Kontinuum. Goethe hatte in diesem Sinne durchaus nicht recht und konnte nicht recht haben, weil er die ontische Ebene überhaupt nicht zu sehen imstande war. Und doch hatte er vom Phänomen aus wiederum recht und erfaßte etwas in unmittelbarer Intuition, was bei abstrakter naturwissenschaftlicher Einstellung in

der einfach jede Farbe als ein zufällig gerade dieser Wellenlänge zugeordnetes sinnliches Datum angesehen wird, vollständig verdeckt bleibt: daß nämlich die grüne Farbe ontisch-konstitutiv aus einer Synthese des Licht- und Finsternisprinzips entsteht, spezieller also und unmittelbar aus einer Synthese der zwei Prinzipien, die Gelb einerseits und Blau andererseits aus sich hervortreiben. Aus einer Synthese, in der keines der beiden Prinzipien seine autonome Eigenart behält — dann würden sie sich als entgegengesetzte gegenseitig aufheben! —, sondern in der sie sich in einem höheren Dritten vereinigen. Im spektralen Grün kommt also weder Gelb, noch Blau zur Vollendung, sondern die ihnen zugrunde liegenden ontischen Prinzipien bringen in ihrer synthetischen Vereinigung das Dritte, die grüne Farbe hervor.

## § 287.

Es ist von hier aus auch klar, wie wir schon andeuteten, daß ein Aufeinandertreffen der beiden entgegengesetzten Prinzipien, bei dem jedes seine autonome Eigenart behält und durchführt, zur Aufhebung beider führen muß und also, anstatt wie im Grün zu einer dritten höheren Farbe, zur Aufhebung jeder Farbigkeit, zum Weiß resp. zur bloßen Lichthaftigkeit. Wie es in der Tat faktisch geschieht, wenn Blau und Gelb spektralanalytisch zusammentreffen. Mischt man dagegen die zwei Farbstoffe Gelb und Blau, so kann von einem abstrakten und puren Aufeinandertreffen der zwei entgegengesetzten Prinzipien, bei dem sie sich aufzuheben vermöchten, keine Rede sein, weil dieselben in die mit sich selbst beschlossene materielle Stoffentität eingebettet sind; insofern kann es auch keine wirkliche innere ontisch-konstitutive Synthese geben, sondern nur eine phänomenal als Grün sich manifestierende oberflächliche Vermischtheit. Daß Grün und Rot Komplementärfarben sind und sich spektralanalytisch aufheben, wird unter dem Aspekt einsichtig, daß im Rot die höchste mögliche Spannung und Polarität zwischen dem das Licht in sich selbst zurückstauenden Finsternismoment und dem sich gegen diese zurückstauende Finsterniskraft aufmachenden und sie abwehrenden Lichtmoment gesetzt ist, daß also hier die Farbmanifestation auf einer höchstmöglichen inneren wechselseitigen Abstoßung und Fernhaltung der innerhalb der synthetischen Einheit vorhandenen entgegengesetzten Momente gegeben ist, während im polaren Gegensatz dazu beim Grün die größtmögliche innere wechselseitige Durchdringung und Nähe in der Synthese nicht als solcher auf-

gehobenen, einander entgegengesetzten Momente gegeben ist. Daß das andere Ende des sichtbaren Spektrums mit der Mitte, dem Grün, zusammengenommen, nicht auch zur Komplementärwirkung gelangt, liegt an der an und für sich „umgekehrten“, negativen Art der Finsternisfarben! In jenem Sinne polar entgegengesetzt kann auf das Grün nur eine Farbe wirken, die selbst in einer wahren Positivität der eignen inneren Synthese, resp. Spannung gesetzt ist.

## § 288.

Wie könnte es ein — sachlicher! — Zufall sein, daß die Farbe des rein vegetativen Seins grün ist. Die Tatsache, daß das zum Assimilationsprozeß notwendige Chlorophyll einen grünen Farbstoff enthält, erklärt ja in diesem Sinne gar nichts. Könnte man einen tieferen Blick in das innere Wesen der Natur tun — nicht nur in ihre durch das Experiment aufweisbaren faktischen Bedingungsverhältnisse, so würde man gewiß entdecken, daß die eigentümliche Verwertung des Lichtes im Assimilationsprozeß durch das Chlorophyll eine solche ist, die der Manifestation gerade durch die grüne Farbe entspricht. Wie dem aber auch im faktischen Begründungszusammenhang sei, eines ist klar, daß das eigentümliche ontisch-konstitutive Wesen des rein vegetativen Seins in der grünen Farbigkeit ihren wesensmäßig einzig adäquaten Ausdruck findet. Vegetatives Sein oder Leben ist stoffgestaltendes oder stoffaufbauendes. Stoffmaterie ist aber an und für sich ein fixiertes, in sich selbst hineinbeschlossenes und verschlossenes Etwas; das Leben setzt darin einen in ununterbrochener Aktualität stehenden Durch- und Aufbruch zu neu hervor gehender Gestalt und hebt so die Verslossenheit und Fixiertheit in ununterbrochener Aktualität relativ auf. So ist es eine wechselseitige totale Durchdringung, Synthese oder Vermählung von fixierender Materie und aufbrechender Gestaltungskraft, von beschließendem und aufschließendem Sein, von Tod und Leben, von Finsternis und Licht. Es ist ein immanenter synthetischer Kreislauf, der mit sich selbst steht und fällt und sich in sich selbst birgt und mit sich selbst durchdringt, ein bei aller immer neu gesetzter Polarität in sich selbst Beruhigtes und im Gleichgewicht Stehendes: worin anders sollte dies alles seinen unmittelbaren sinnlichen Manifestationsausdruck finden als in der grünen Färbung? Die unvergleichlich beruhigende und gleichsam „stillende“ Wirkung des Grün legt unmittelbar Zeugnis ab von jenem ruhigen Gleichgewicht und jener immanenten Abgemessenheit der vegetativen Natur als solcher.

## § 289.

Hiermit schließen wir die ontologisch-phänomenologische Kennzeichnung der verschiedenen Farbenspezies ab. Sie könnte in entsprechenden Einzelanalysen natürlich noch nach vielen Richtungen ausgestaltet werden. Wir weisen jetzt nur noch auf einen im prinzipiellen Zusammenhang der Farbgegebenheit wichtigen Punkt hin. Man hat insbesondere auf phänomenologischer Seite darüber diskutiert, ob die farbige Welt als solche auch bei Dunkelheit vorhanden ist, gewissermaßen durch die Dunkelheit nur verdeckt und deshalb nicht sichtbar. Von unsern Analysen aus wird diese extrem-objektivistische Anschauung zu einem Widersinn. Farben ohne Licht setzen zu wollen, ist ein Unding. Man kann die Sachlage in dieser Weise nur unter völliger Verkennung des eigentlichen ontischen („inneren“) Wesens der Farbgegebenheit auffassen, nur, wenn man die Farben als einfach hinzunehmende, nicht weiter analysierbare, letzte (Ur-) Daten nimmt. Das sind sie aber, wie wir gesehen haben, keineswegs, sondern man kann sie in ihrer ontisch-konstitutiven Abhängigkeit vom Licht wesensmäßig erfassen, aufbrechen und als solche allgemein und spezifisch entwickeln. Farbgegebenheit ist Lichtgegebenheit, zu der allerdings wesensmäßig notwendig ein „Finsternismoment“ kommen muß; aber wo pure Finsternis herrscht, ist das farben-erzeugende Element und Mittel verschwunden. Etwas anderes ist nun allerdings — und dieser Punkt vermag leicht den die objektive Welt wieder in ihrem „An sich“ entdeckenden Phänomenologen verführen — daß mit diesem „Verschwinden“ der Farben keineswegs auch das zu verschwinden braucht, was sich in ihnen unmittelbar kundgibt und manifestiert! Es ist ja — ontisch-phänomenologisch gesehen — keineswegs so, also ob nun mit Fortstreichung der sinnlichen Manifestationssphäre, die ja noch dazu von der Leibgegebenheit abhängig ist, ein in seiner totalen Fragwürdigkeit grauenhaftes „An sich“ übrig bliebe, dem die verdeckende Maske sinnlicher Gegebenheit abzureißen niemals möglich ist. Nein, in der sinnlichen Manifestationsgegebenheit und insbesondere der sichtbaren, liegt das begründende An sich aufgeschlagen und von sich selbst zeugend vor uns und wir können beruhigt wissen, daß, wenn die gegebene Welt unter Umständen dieses Selbstzeugnis gerade nicht abgeben kann, sie doch bleibt, was sie selber von sich „sagt“.

## Berichtigung:

S. 292 Anm. 2 (1. Zeile): statt Erkenntnis lies: Konstitution.